Exodus

Irak Karakosch war die größte christliche Stadt des Irak, bis der IS sie verwüstete. Vor Monaten wurde sie befreit, doch die Christen trauen sich nicht mehr zurück. *Von Katrin Kuntz*

Ein reines Herz habe er besessen und seine Heimat geliebt, sagt Priester Roni, als er über einen verwüsteten Friedhof im Nordirak schreitet, um den toten Ayouka zu bergen. Einen Mann, den Kämpfer des „Islamischen Staats" erdrosselt haben, weil er Christ war wie er.

Der Priester hat seine schwarze Soutane eng um die Schultern gelegt, die Augen gesenkt, stumm steigt er über das Geröll zerschlagener Kreuze am Boden. Ab und zu dröhnt aus dem nahen Mossul das Donnern der Mörser herüber, wo der „Islamische Staat" (IS) noch letzte Bastionen hält.

Es geht vorbei an Gräbern, deren Inschriften und Kreuze der IS zerschlagen hat, Priester Roni steigt über zerbrochene Vasen, eine zerstörte Marienfigur. Der Tote liegt auf der linken Seite des Friedhofs, ganz außen am Rand. Die Dschihadisten haben ihn in eine zwei Meter tiefe Grabkammer geworfen, als wäre er ein Stück Müll.

Jetzt ist Ayoukas Körper in eine Filzdecke gehüllt. Neben ihm liegen eine tote Frau und ein weiterer Mann, auch ihre Körper sind in graue Decken gehüllt. „Der IS hat sie umgebracht, weil er sie für Ungläubige hielt", sagt der Priester. Er kannte die Toten, sie waren Bewohner Karakoschs.

Karakosch galt einst als Wiege des Christentums im Irak. 35 Kilometer südöstlich von Mossul in der Ninive-Ebene gelegen, lebten hier bis vor drei Jahren noch 40 000 Menschen, nirgendwo im Land kamen so viele Christen zusammen. Die Stadt wurde erbaut im Zweistromland, durch das Euphrat und Tigris fließen, ihre Geschichte reicht bis in biblische Zeiten zurück.

Bis vor rund acht Monaten hat der „Islamische Staat" die Stadt Karakosch beherrscht, er vertrieb und ermordete ihre Christen, schändete ihre Kirchen, am Ende zündete er Häuser an. Vergangene Woche erklärte Premierminister Haider al-Abadi das nahe Ende des IS, nachdem seine Militärs die zerstörte Nuri-Moschee in Mossul erobert hatten; rund drei Jahre ist es her, dass IS-Führer Abu Bakr al-Baghdadi dort sein sogenanntes Kalifat ausrief.

Es war ein entscheidender, lange herbeigesehnter Moment, auch wenn der IS damit noch nicht erledigt ist, immer noch kontrolliert er irakisches Gebiet, einzelne Städte, Zellen in Mossul. Die befreiten Orte rund um Mossul bleiben vorerst verwaist, zu viele sind geflohen, zu wenige wagen den Weg zurück.

Priester Roni hat es sich zur Aufgabe gemacht, Karakosch wiederzubeleben, er sagt: „Wir müssen die Toten beerdigen, damit das Leben zurückkehrt." Die Leichen von insgesamt elf Ermordeten liegen unbestattet auf dem Friedhof seiner Heimatstadt, einige so lange schon, dass niemand mehr ihre Gesichter erkennen kann.

Den toten Ayouka lässt der Priester an diesem Morgen aus der Kammer heben und zu einem ordentlichen Grab tragen, an dem seine Ehefrau wartet. Dort spricht er ein Gebet für den Toten, die Handflächen richtet er bittend nach oben.

Jetzt, da Mossul nahezu befreit ist, könnten die Christen des Irak in ihre Heimat zurückkehren. Doch wer wird die Region nach dem Ende des IS beherrschen? Werden die Christen sich hier jemals wieder sicher fühlen, nachdem sich einige ihrer muslimischen Nachbarn so brutal gegen sie wandten?

Geht man durch Karakosch, erlebt man eine Geisterstadt. Der IS hat ihr Fundament mit etwa 30 Tunneln untergraben, einige enden in Häusern, andere sollen bis nach Mossul reichen. In der Nähe des Friedhofs klafft ein Erdloch, das vier Meter in die Tiefe führt, Hunderte Meter schlängelt sich ein Tunnel durch die Berge. In dunklen Kuhlen liegen noch Matratzen mit zusammengeknüllten Decken, unter denen die IS-Leute vor Kurzem noch geschlafen haben. Neben dem Ausgang findet man eine verlassene Bombenfabrik.

Minen, die der IS bei seinem Abzug hinterlassen hat, sind das Gefährlichste hier. Vorsichtig kann man die Tür zur ehemaligen Stadtbibliothek auf dem Dach des Priesterseminars öffnen, wie Schnee bedeckt die Asche Tausender verbrannter Bücher den Boden. Von hier oben sieht man die von Luftschlägen versehrten Häuser, ausgebrannte Dachstühle, den eingestürzten Glockenturm einer Kirche.

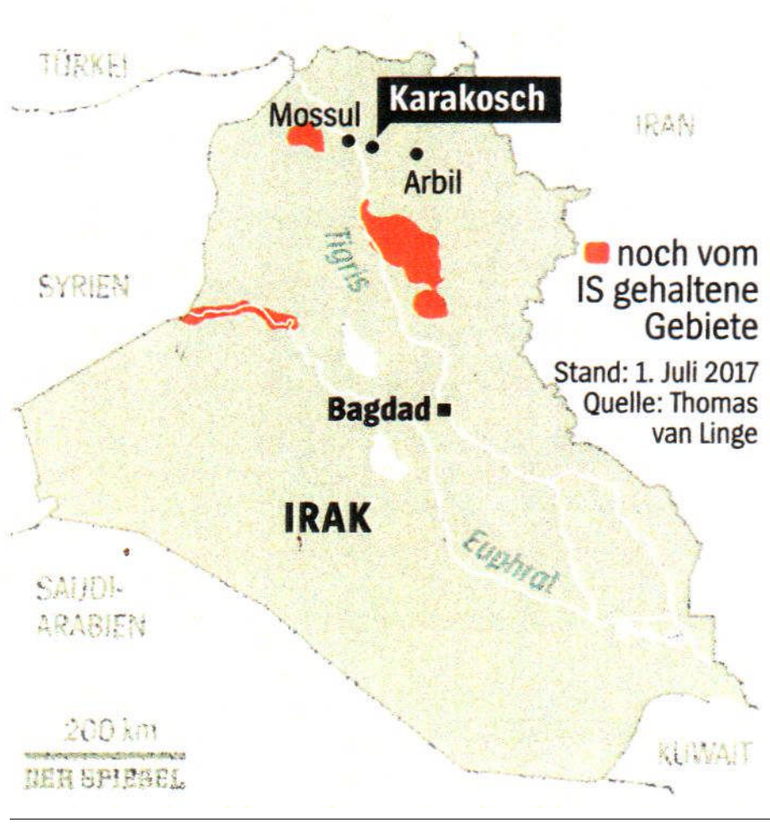
In der Kirche Saint Behnam et Sara, der einst prächtigsten im Ort, liegen zerborstene Kirchenbänke und verkohlte Bibeln auf dem Boden. Das Taufbecken hat sich durch Feuer, das der IS legte, schwarz verfärbt. Im Innenhof haben die Dschihadisten das Schießen trainiert, der durchlöcherte Torso einer Schaufensterpuppe steht im Schutt.

Die ehemaligen Bewohner Karakoschs wagen sich nur für ein paar Stunden hierher, sie kommen aus dem anderthalb Stunden entfernten Arbil, der Hauptstadt der Autonomen Region Kurdistan, um nach ihren geplünderten Häusern zu sehen, bringen Speisen mit, um sie in ihren leeren Küchen zu essen. Auch Priester Roni sucht sein Haus auf, er blickt durch ein Fenster auf sein altes Schlafzimmer. „Ich habe Viagra und Unterwäsche dort gefunden. Die IS-Führer ließen sich Frauen in mein Bett kommen", sagt er. „Sollte man die Stadt niederbrennen, bevor man sie aufbaut, um den Schmerz loszuwerden? Oder wäre es besser, ein Museum daraus zu machen?"

Ungefähr die Hälfte der Bewohner Karakoschs hat den Irak inzwischen verlassen. Rund 40 christliche Familien gehen jede Woche ins Ausland, nach Frankreich, Jordanien, Australien — Hauptsache, weg aus dieser Region, die keine Zukunft mehr verspricht. 1,3 Millionen Christen lebten unter Saddam Hussein im Irak, heute sollen es noch 200000 sein.

Auch während des Osmanischen Reichs wurden Christen immer wieder verfolgt und diskriminiert, seit Jahrhunderten sehen sich viele von ihnen als Opfer einer muslimischen Mehrheit an. Der Irak unter Diktator Saddam Hussein bot ihnen halbwegs stabile Verhältnisse. Als Sunnit gehörte er einer Minderheit an, er band die Christen formal in den Staatsapparat ein und benutzte sie zur Absicherung seiner Macht. Die Invasion der USA 2003 verschlimmerte ihre Lage, denn die Amerikaner gaben sich als Befreier, hinterließen aber Chaos, was den Hass vieler Iraker auf Christen nur größer machte. Die Folgeregierungen in Bagdad stützten sich auf die mehrheitlich schiitische Bevölkerung, sie brauchten die Christen als Faustpfand nicht mehr. Christen, die damals in Bagdad verfolgt wurden, flohen in die Stadt Karakosch.

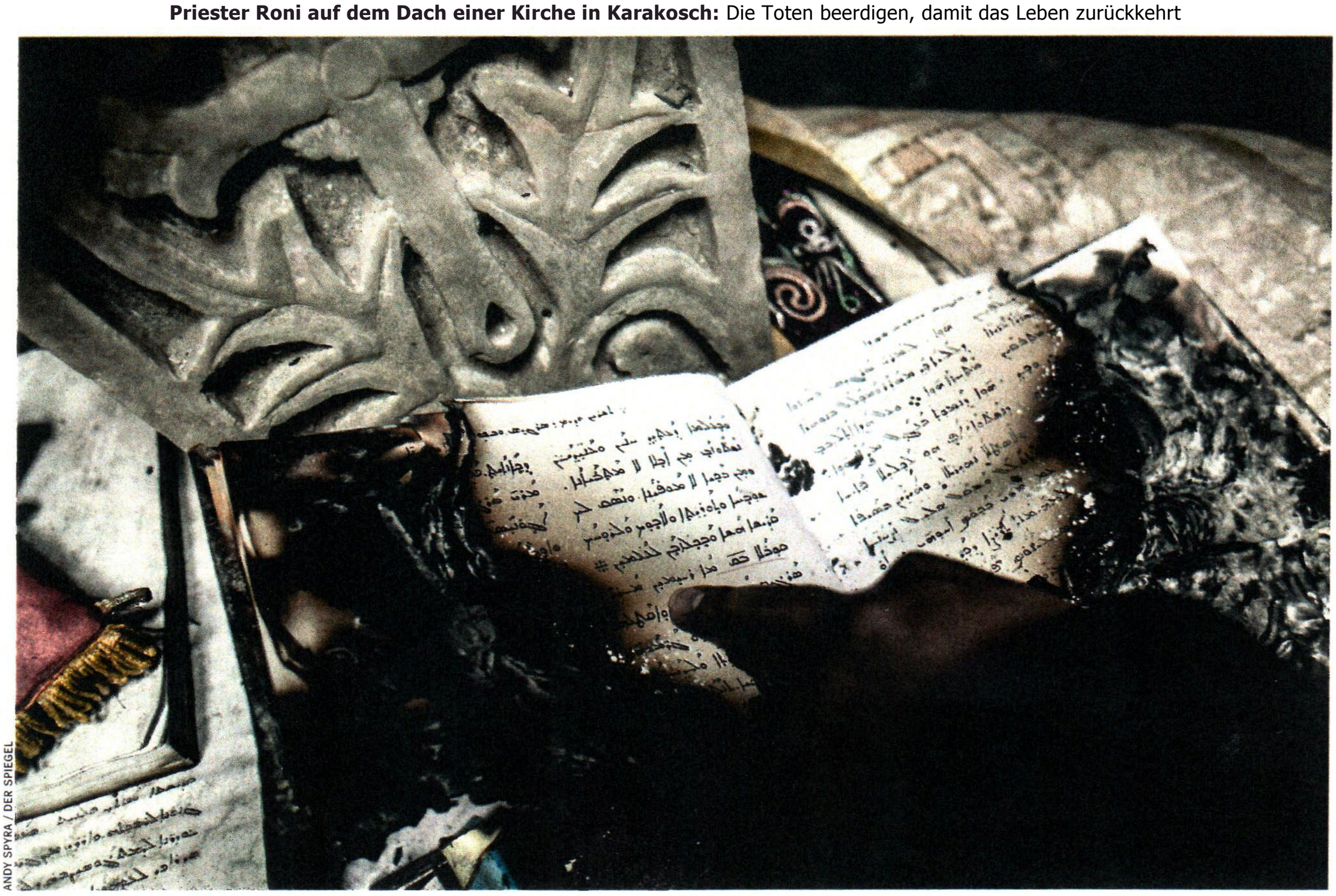
Wer heute mit den Bewohnern Karakoschs sprechen will, muss ins kurdische





ANDY SPYRA / DER SPIEGEL

Priester Roni auf dem Dach einer Kirche in Karakosch: Die Toten beerdigen, damit das Leben zurückkehrt



ANDY SPYRA / DER SPIEGEL

Verkohlte Bibel auf einem Altar: Angst, dass wieder ein Unheil geschieht



ANDY SPYRA / DER SPIEGEL



ANDY SPYRA / DER SPIEGEL

Soldaten der christlichen Niniveh Plain Protection Unit in Karakosch, ehemalige IS-Gefangene Bakoos, heimgekehrte Familie Abosh: Ein Testfall

Arbil fahren. Dort lebt auch Zarifa Bakoos, 75 Jahre alt, die Ehefrau des toten Ayouka, den Priester Roni beerdigt hat. Eine schöne Frau mit klaren Gesichtszügen, sie trägt immer noch Schwarz, als sie die Tür zur Wohnung öffnet. Drinnen läuft der Fernseher, Bakoos setzt sich davor, Seifenopern sind das Einzige, was sie noch abzulenken vermag. Zarifa Bakoos hat den Friedhof am Morgen weinend verlassen, sie wollte nicht stehen bleiben und reden. Die Beerdigung ihres Mannes sollte ihr letzter Besuch in Karakosch gewesen sein.

„Wir schliefen, als die Dschihadisten nach Karakosch kamen", erzählt Bakoos. Sie und ihr Ehemann Ayouka seien im August 2014 aufgewacht, ohne zu ahnen, dass fast alle Bewohner geflüchtet waren. „Wir fragten uns, wo unsere Nachbarn sind", sagt sie. „Bald klopften Muslime bei uns an und forderten Geld." Der IS verlangte von den alten Leuten, zum Islam zu konvertieren oder eine Dschisja zu zahlen, eine Sondersteuer. Nur so würden sie den Status von Schutzbefohlenen, Dhimmis, erlangen. Weigerten sie sich, drohte man ihnen mit dem Tod.

Zarifa Bakoos erinnert sich an jedes Detail aus diesen grausamen Jahren, einige erzählt sie voll Unverständnis, andere mit widerständigem Humor. Sie ist in Karakosch aufgewachsen, erlebte die Stadt als sicheres christliches Zentrum in der Region. Eine Stadt mit zwölf Kirchen, die wie steinerne Wächter in den Himmel ragten: Tahira, MarZena, Saint Behnam et Sara, an ihre Namen erinnert sie sich gern.

„Sie zwangen mich, eine Marienfigur zu zertreten", erzählt sie weiter, „ich musste auf ein Kreuz spucken." Bald erkrankte ihr Ehemann. Die Dschihadisten holten ihn ab und sagten, er komme in ein Krankenhaus. Bakoos brachten sie in ein Haus, in dem eine alte, blinde Witwe lebte. Dort blieben die beiden zwei Jahre und zwei Monate lang. Sie wurden zu Verbündeten unter einem Horrorregime. Auf die Straße trauten sie sich nicht, obwohl die Tür nicht abgeschlossen war, sie lebten wie in einem Gefängnis. Zarifa Bakoos kümmerte sich um ihre Gefährtin, oft sprachen sie von den Zeiten, in denen sie frei durch die Gassen von Karakosch gelaufen waren. Jetzt mussten sie warten — darauf, dass ein IS-Mann ihnen etwas zu essen und Wasser brachte, auf die Nacht, auf den Morgen.

Als die irakische Armee im vergangenen Oktober vor Karakosch stand, zündete der IS Häuser und Kirchen an. Bakoos und ihre Freundin bekamen Todesangst. Sie waren inzwischen sehr schwach geworden. Seit Wochen hatte der IS kein Essen mehr gebracht. „Wir setzten uns aufs Bett und umarmten uns, um gemeinsam zu sterben", erzählt sie leise. Als die irakischen Soldaten ihr Haus betraten, begannen die Frauen zu weinen und hörten lange nicht auf.

Seither ist Bakoos eine Heimatlose. „Alle paar Tage wechsle ich meine Schlafstätte", sagt sie. Mal ein Sofa hier, ein Bett dort, die christliche Gemeinde in Arbil hält zusammen, sie alle kennen Geschichten von Vertreibung und Angst.

Die Provinz Ninive, in der Karakoschs Christen Zuflucht fanden, ist eine der ethnisch vielfältigsten des Irak. Neben den Christen leben von jeher Jesiden, sunnitische Araber, Schiiten und Kurden hier - und so gilt die Provinz auch als Testfall dafür, wie das zersplitterte Land nach dem Ende des IS wieder zusammenwachsen kann. Zehn Millionen Dollar würde es kosten, Karakosch wieder aufzubauen. Aber niemand weiß so recht, woher das Geld kommen soll. Und auch ein friedliches Zusammenleben ist kaum mehr als eine Vision, denn die Mächte, die gegen den IS kämpfen, haben unterschiedliche Vorstellungen davon, wie die Region in Zukunft regiert werden soll.

Die irakische Zentralregierung und die Kurden beanspruchen gleichermaßen die Kontrolle über Karakosch und andere umstrittene Gebiete in Ninive. Und so droht ein neuer Konflikt. Wer würde die Christen also beschützen, sollten sie sich entschließen, bald doch zurückzukehren?

In Saint Behnam et Sara, der zentralen Kirche Karakoschs, haben sich am nächsten Morgen 50 Männer versammelt, es sind Soldaten der Niniveh Plain Protection Unit (NPU), einer christlichen Freiwilligenarmee, ihre Kalaschnikows liegen in ihrem Schoß. Über ihnen hat sich die Kirchendecke vom Ruß des Feuers schwarz verfärbt. Die zerstörte Kirche liegt schutzlos in der Ebene, die Soldaten sind ihre einzigen Hüter.

„Wir haben immer noch Angst", sagt der Bischof, „aber wir wollen dem IS sagen, dass er verloren hat. Wir werden unsere Stadt wieder aufbauen und das Leben zurückbringen." Auch der Bischof von Karakosch richtet sein Haus in der Stadt wieder her. Er will zu denen gehören, die Mut zur Rückkehr machen. Ein Soldat nach dem anderen kniet vor ihm nieder, schiebt seine Waffe beiseite, um eine Oblate und Wein zu empfangen.

Kirche und Miliz sind die einzigen Kräfte, die um Karakosch kämpfen — doch nicht einmal sie sind einer Meinung, was die Zukunft ihrer Stadt betrifft. Die Kirche wagt es nicht, ihre Gläubigen in ein Gebiet zurückzurufen, in dem sie niemand schützen



ANDY SPYRA / DER SPIEGEL

dafür, wie das Land nach dem IS wieder zusammenwachsen kann

kann. Sie hofft auf eine Zusammenarbeit mit den Kurden, die bisher Stabilität garantieren. Die christlichen Soldaten der NPU hingegen setzen eher auf Bagdad - sie haben Karakosch mit der irakischen Armee befreit und fühlen sich von den kurdischen Peschmerga immer wieder bevormundet.

In einer kargen Baracke direkt neben der Kirche sitzen 20 junge Männer bei Hühnchen und Reis im Quartier der NPU. „Gäbe es uns nicht, wären noch mehr Christen aus dem Irak geflohen", sagt ihr Sprecher Athra Kado, 27, ein selbstbewusster Soldat, der seine Truppe am liebsten zu Alleinverwaltern der Provinz Ninive machen würde. Die NPU hat sich Ende 2014 gegründet, 500 Freiwillige gehören ihr offiziell an, davon sind 70 für Karakosch abgestellt. Finanziert wird die Einheit auch von der irakischen Zentralregierung, die Waffen haben sich die Männer bei den Kurden geliehen, viele haben keine Kampfausbildung.

Geht es nach den ehemaligen Bewohnern Karakoschs, soll Ninive zu einer autonomen Region mit bis zu acht Provinzen werden, was laut Verfassung möglich wäre. Jede Provinz wäre dann Lebensraum einer Minderheit. Ninive soll dabei Teil des Irak bleiben und der Verfassung verpflichtet. Eine internationale Aufsicht und entsprechende Gesetze sollen die Christen schützen — so weit die Utopie.

Der Traum des jungen NPU-Sprechers Kado ist eine eigene Schutzzone für Christen, in der sie unbehelligt leben können: „Wir stehen an einem Wendepunkt. Entweder wir bekommen unsere geschützte Heimat, oder es gibt bald keine Assyrer mehr hier", sagt er. „Und wenn wir die Ethnien jetzt nicht trennen, wird es in ein paar Jahren einen neuen IS im Irak geben."

Nach dem Essen stehen Kado und seine Männer auf, sie werden weiter über die zerstörten Kirchen wachen, werden die wenigen Müllmänner anleiten, mit ihren Harken Schutt zu entfernen, werden Eingang und Ausgang dieser Stadt überwachen, in der es nichts mehr zu stehlen gibt. Und sie haben ein neues meterhohes Kreuz vor der Stadt errichtet.

Kaum eine Familie ist bisher nach Karakosch zurückgekehrt, die Aboshs hingegen schon, zwei alte Brüder mit ihren Frauen und einem der Söhne.

„Niemand hat uns gezwungen hierherzukommen, und niemand unterstützt uns", sagt Hazem Abosh, ein 62 Jahre alter Mann mit Arbeiterhänden. Vor dem IS hätten sie hier ein „großartiges Leben" gehabt, die Aboshs waren erfolgreiche Hühnerzüchter. Ihre alten Hallen hat der IS untertunnelt, die Traktoren gestohlen. Die NPU-Miliz liefert Wasser und erzeugt Strom mit Generatoren, mehr gibt es nicht.

Das Haus der Aboshs liegt in einer verwüsteten Straße der Stadt, die Nachbarhäuser sind von Einschüssen durchlöchert, im Wohnzimmer hängt ein Heiligenbild, und es gibt ein Sofa, immerhin. Den Fernseher hat jemand gestohlen, die Kacheln an einigen Wänden fehlen. Vater Abosh sagt: „Wir Christen sind Verlierer dieses Konflikts. Aber wir wollen hier leben." Die Aboshs sind nicht zurückgekommen, weil es gute Gründe dafür gäbe. Es ist nur so, dass sie ihre Heimat lieben.

In der Küche bereiten die Frauen Gemüse zu, das sie in Arbil gekauft haben, sie bemühen sich um Normalität in der Geisterstadt. „Nach dem Sturz Saddam Husseins war es die Aufgabe der internationalen Gemeinschaft, Minderheiten zu schützen", sagt Vater Abosh im Wohnzimmer. „Aber niemand hat uns unterstützt."

Elf Kinder hat der alte Abosh, doch nur der junge, schüchterne Samer ist bei den Eltern geblieben, weil er sich bei der Familie sicherer fühlt als allein. Zornig und fordernd sitzen die Aboshs jetzt auf ihrem Sofa, sie warten auf Geld, auf Unterstützung, auf Schutz, auf einen Staat, eine Regierung, aber niemand tut etwas für sie.

„Für uns fühlt es sich an, als habe es einen Plan gegeben, die Christen aus dem Irak zu vertreiben", sagt der Vater. Er kenne niemanden, der wieder nach Karakosch ziehen will. „Aber wir bleiben hier, es ist unser Recht. Und wir sind alt, wir wollen lieber hier sterben als in einem fremden Land oder im Flüchtlingscamp."

Die Verwandten, Nachbarn und Freunde der Aboshs, die noch im Irak sind, leben am Rand Arbils im Aschti-Camp, einem Zufluchtsort für 6000 Christen. Hunderte Männer und Frauen haben sich dort an einem Nachmittag in einer provisorischen Kirche versammelt. Viele tragen Kreuzketten um den Hals, ihre Gesichter sind gezeichnet, fast alle stammen aus Karakosch, jeder vermisst die Stadt, aber niemand traut sich zurück.

Die Kirche ist geräumig wie eine Turnhalle, in ihrer Mitte steht Ibrahim Lallo, ein gedrungener, freundlicher Mann, der in der Provinz Ninive einst vier Kirchen betreute. Er leitet an diesem Tag den Gottesdienst, heute wollen sie den Kreuzweg gehen. Das Kreuz ist aus massivem Holz, die Gläubigen tragen es auf ihren Schultern ins Freie. Die Menge bewegt sich langsam fort, eingezwängt zwischen Wellblechcontainern und Planen des Flüchtlingshilfswerks erklingen ihre Gebete.

Ibrahim Lallo hält das Mikrofon fest und liest bei jeder Station aus der Bibel vor. Fünf Kinder hat er, vier haben den Irak verlassen, jetzt will er versuchen, den letzten Christen eine Heimat zu geben. Lallo schlägt die Seiten um, bis zu der Stelle, an der Judas Jesus durch einen Kuss verrät. Seine Stimme zittert, als er die Worte seines Glaubens spricht. Die Menschen sprechen ihm nach. Es ist ein historischer Moment, die Feier ist der letzte verbliebene Ausdruck des Christentums im Irak.

Später, im Büro des Camps, sagt Lallo, dass er wohl nie mehr nach Karakosch zurückkehren werde. „Niemand kann uns beschützen. Wir haben Angst, dass uns Unheil geschieht." Er will über die Bibelstelle mit Judas sprechen, sie hat ihn bewegt. Er sagt, niemand hier könne vergessen, dass es ihre muslimischen Brüder aus den Nachbarorten waren, die die Christen am Ende verrieten.

Lesen Sie auch

Seite 106 Der im Irak geborene, seit 40 Jahren in Deutschland lebende Schriftsteller Najem Wali reist nach Bagdad.